

Reise in die Hölle des Geheimdienstes



Rauchschwaden steigen über Homs auf. In der syrischen Millionenstadt toben seit Tagen heftige Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Rebellen.

AP

SYRIEN Pierre Piccinin geriet in die Fänge des syrischen Geheimdienstes und wurde miss-handelt. In unserer Zeitung berichtet er über die grausamen Methoden der Folterknechte.

PIERRE PICCININ
nachrichten@luzernerzeitung.ch

Am 15. Mai 2012 bin ich für ein drittes Mal nach Ausbruch der Unruhen nach Syrien gereist. Ich begab mich nach Homs und in andere Städte, die ganz oder teilweise von der Freien Syrischen Armee (FSA) kontrolliert werden. Ich wollte herausfinden, ob die FSA in der Lage ist, das Assad-Regime zu stürzen. In Tal-Biseh, einer Stadt, die von Oppositionellen gehalten wird, konnte ich mit FSA-Milizen und Mitarbeitern des örtlichen Oberkommandos sprechen. Dieses ist gut organisiert, und die logistische Verbindung zu anderen Rebellenpositionen ist sichergestellt. In der Stadt Rastan beobachtete ich derweil Kämpfe.

Bilder mit «Terroristen»

Am 17. Mai gelangte ich an einen Checkpoint der regulären Armee vor Tal-Kalakh, in der Nähe von Homs. Dort nahm meine Reise in die Hölle den Anfang. Bewaffnete Agenten des Regimes, es waren Mitarbeiter des Geheimdienstes, nahmen mich fest, setzten mich in ein Auto, legten mir Handschellen an und führten mich in ein Gebäude. Sie konfiszierten all meine persönlichen Sachen. Ohne Handy war ich von der Kommunikation mit der Aussenwelt abgeschnitten. Unterdessen hörte ich rund um mich herum Schreie, die mir das Blut in den Adern gefrieren liessen. Ich konnte mir sofort vorstellen, was in diesem Ort ablaufen würde.

Ein englischsprachiger Offizier leitete die Vernehmung. Er gab sich so lange freundlich, bis er mir auf einem Laptop Bilder zeigte, auf denen ich in Tal-Biseh mit Kämpfern der FSA, in den Augen des Regimes mit «Terroristen» also, zu sehen war.

Sehr schnell kamen zwei Offiziere. Sie holten mich ab und brachten mich in einen Raum, wo ein anderer Offizier wartete. Dieser befahl mir, Hemd und Schuhe auszuziehen. Seine beiden Handlanger banden meine Hände an ein Rohr an der Decke. Die Lage wurde immer beunruhigender. Immer mehr wurde mir bewusst, was mir jetzt blühte. Ich wurde an den Fussgelenken gefesselt. Unterdessen brachte ein vierter Mann zwei Eimer Wasser und Tücher, verliess den Raum wieder und schloss die Tür hinter sich. Einer der Regime-Handlanger zog meine Socken aus und stopfte sie mir in den Mund. Dann schlugen sie mir auf den Rücken, in die Lenden, auf den Bauch und in die Brust. Schon nach wenigen Schlägen erlebte ich einen derart intensiven Schmerz, dass ich glaubte, in jedem Moment das Bewusstsein zu verlieren und zu ersti-

cken. Nach der x-ten Misshandlung setzten mich die Schergen an einen Schreibtisch. Ein Offizier sass vor einer Schachtel mit Metallnadeln. Während er mit einer Nadel zwischen seinen Fingern spielte, liess er mich ein bisschen verschmaufen.

Verdacht auf Nachrichtendienst

Die zwei untergebenen Geheimdienst-arbeiter pressten nun meine Unterarme und Handgelenke auf die Tischplatte. Der Offizier nahm meinen linken Zeigefinger zwischen seine Finger, schob die Nadel unter den Nagel und liess sie, ohne zu drücken, langsam hin- und hergleiten. Er sprach von meiner Beziehung zu den «Terroristen» und fragte mich, warum ich allein in Syrien unterwegs sei und fotografierte. Er wollte wissen, ob ich für einen ausländischen Nachrichtendienst arbeite, etwa für die Franzosen. Er erkundigte sich, warum ich vom einen zum nächsten von «Terroristen» besetzten Ort zog.

Dumpfe Schreie

Zu seiner scheinbaren Zufriedenheit wiederholte ich alles, was ich schon vorher gesagt hatte. Dennoch befahl er erneut, mich geknebelt ans Rohr festzubinden. Ein weiterer Mann betrat den Raum. Er hantierte mit einem Gerät, an dem sich ein grosser Knopf und Zeiger befanden – ein Folterinstrument, um mich mit Stromstössen zu quälen. Ich hatte grosse Schmerzen, aber es war nichts, verglichen mit dem, was ich noch die ganze restliche Nacht sehen sollte. Einige geprellte Rippen und ein paar leichte Verbrennungen waren nichts im Vergleich zu dem, was später meine Zellengenossen im Gefängnis Bab al-Musalla in Damaskus erzählen sollten. «Weil du aus dem Westen bist, haben sie es nicht gewagt, weiter zu gehen», versicherte man mir. «Wärs du Araber gewesen, dann wäre es dir so ergangen wie einem Journalisten von el Dschasira. Er war dort ein paar Tage vor dir, und sie haben ihm die Hände zerquetscht und beide Knie gebrochen.»

Ich hörte das Geräusch von Schlägen. Schreie ertönten, erst laut, dann dumpf. Wenn die Folterknechte ihre Opfer Atem holen liessen, hörte man deren Klagen und Stöhnen. Dann schlugen die Schergen wieder zu, die Anwesenheit eines Westlers ignorierten sie allmählich, ich konnte alles hören und sehen, den unverschleierte, nackten Horror. Selbst dem Kino mit all seinen Spezialeffekten gelingt es nicht, derartige Grausamkeiten auf die Leinwand zu bringen. Es gelingt mir nicht, diese Szenen in angemessene Worte zu fassen. Ich bitte die Menschen, die in ihrem eigenen Blut, in ihrem Urin, ihrem Erbrochenen lagen, um Verzeihung.

Gegen 9 Uhr, ich sah diese Uhrzeit später im Bus, wurde ich abgeholt. Als sich die Tür öffnete, erbleichte ich. Im Korridor lagen gefesselte, leblose Körper. Der Geheimdienstagent musterte mich und schien von meiner Reaktion überrascht. Er brachte mich in einen Polizeibus, der mich mit vier anderen Gefangenen nach Damaskus in ein anderes Zentrum des Nachrichtendienstes überführte. Es war das Zentrum der Palestine Branch, auf das einige Tage zuvor ein Bombenattentat verübt worden war.

Wieder musste ich mich ganz ausziehen und zwei gründliche Leibesvisitationen über mich ergehen lassen. Erneut wurde ich verhört. Dieses Mal misshandelten mich die Schergen nicht körperlich, sie beliessen es bei Einschüchterungen. Sobald die syrischen Behörden begriffen hatten, dass ich für sie keine Gefahr darstellte, wurde ich in einen Keller des zivilen Gefängnisses von Bab al-Musalla geworfen. Danach sollte ich des Landes verwiesen werden.

Solidarische politische Gefangene

Ich war in einem Kleinbus mit abgedunkelten Fenstern überführt worden. Mit verbundenen Augen und die Hände auf dem Rücken in Handschellen gefesselt, sass mir gegenüber ein 14- oder 16-jähriger Knabe. Seine Beine waren von Stromstössen verbrannt. Die Haut war übersät von schwarzen, hosen-

knopfgrossen Kratern. Ich stieg vor ihm aus. Ich kenne weder seinen Namen, noch weiss ich, wo er hingeführt wurde oder was mit ihm geschah.

Ich wurde in eine Zelle mit politischen Gefangenen gesperrt. Sie verhielten sich mir gegenüber aussergewöhnlich solidarisch, pflegten mich, gaben mir zu essen, halfen mir, mich zu waschen, und liehen mir eine Liegematte und eine Decke. Einige unter ihnen befanden sich seit über zwei Jahren in diesem Keller, der nicht einmal einen Luftschacht hatte. Man konnte die Sonne nicht sehen, bevor sie dort eingeliefert worden waren. Ahmed erzählte mir von seinen 28 Tagen in den Händen des Nachrichtendienstes; wie er mit Kabel und Peitsche mehrmals am Tag geschlagen wurde. Das Martyrium dauerte einen Monat.

Ein bestochener Gefängniswärter

Ohne Geld und Telefon fand ich mich in dieser kafkaesken Situation: Um als Ausschaffungshäftling aus diesem Gefängnis zu gelangen, braucht man jemanden, der einem ein Flugticket auf seinen Namen besorgt, damit man von den Sicherheitskräften vom Gefängnis zum Flugplatz transportiert wird. Niemand wusste jedoch, dass ich in Bab al-Musalla war ...

Schliesslich gelang es mir, eine Nachricht nach draussen zu senden. Ohne die Hilfe meiner Zellengenossen und eines bestochenen Wärters wäre dies nicht möglich gewesen. Das belgische Aussenministerium setzte sofort alle Hebel in Gang, damit ich aus Syrien ausreisen konnte. Am 23. Mai wurde ich freigelassen. Ich erlebte sechs Tage, in denen ich durch die Hölle ging. Die Nacht, in der ich in Homs gefoltert wurde und in der ich vor allem sah, wie meine Mitgefangenen ungleich brutaler gefoltert wurden, haben sich als Momente intensiven physischen und psychischen Leidens in meine Biografie eingebrannt. Ich bereue es nicht, Zeuge von all diesen Gräueln gewesen zu sein:

Pierre Piccinin

ZUR PERSON Kä. Der Belgier Pierre Piccinin (39) ist Professor für Geschichte und Politologie und lehrt in Brüssel. Während des Arabischen Frühlings bereiste er Tunesien, Ägypten, Libyen und den Jemen. Gut einen Monat nach seiner Tortur gehe es ihm «psychisch und physisch» gut, sagt er auf Anfrage. Sein Zeugenbericht aus Syrien ist unter anderem im italienischen Magazin «L'Espresso» und in der Zeitung «Le Monde» erschienen. Die «Neue Luzerner Zeitung» ist die erste deutschsprachige Zeitung, die seinen Text veröffentlicht. Weitere Informationen auf www.pierrepiccinin.eu

Im Namen aller, die ich zurückgelassen habe, muss ich jetzt Zeugnis ablegen.

Militärische Einmischung

Bisher habe ich in Bezug auf Syrien immer das Recht der nationalen Souveränität und der Nichteinmischung verteidigt. Aber angesichts des Schreckens, den ich mit eigenen Augen sah, schliesse ich mich denen an, die eine militärische Intervention des Westens fordern, um den Gräueltaten des Baath-Regimes von Präsident Baschar el Assad ein Ende zu setzen. Ich fordere das zu Gunsten all dieser Männer, die vor meinen Augen verstümmelt wurden von Barbaren, die im Sold einer Diktatur stehen, deren Unverschämtheit und Erbarmungslosigkeit für mich unvorstellbar waren. Ich bin mir bewusst, dass das Land im Chaos eines Bürgerkrieges zu versinken droht. Sollte diese schwierige Passage notwendig sein, so muss sie trotzdem durchstanden werden. Die 42 Jahre des organisierten Terrors, von dessen Ausmass ich keine Vorstellung hatte, müssen beendet werden.



16. Mai 2012: Der belgische Professor Pierre Piccinin (ganz rechts) im Gespräch mit Kämpfern der Freien Syrischen Armee. Privatarchiv

«Konflikt gerät ausser Kontrolle»

UNO sda. Der UNO-Sondergesandte Kofi Annan warnte gestern davor, der Konflikt in Syrien werde «ausser Kontrolle» geraten. Annan forderte in Genf, die Weltgemeinschaft müsse mehr Druck auf die «Krieg führenden Parteien» ausüben, damit diese «mit dem Töten aufhören und anfangen, miteinander zu reden». Je länger die Weltgemeinschaft zuwarte, «desto düsterer wird die Lage».

Konferenz in Genf gefordert

Kofi Annan drängte darauf, in Genf am 30. Juni eine Konferenz zu Syrien durchzuführen. Nebst den UNO-Vetomächten USA, Russland, China, Frankreich und Grossbritannien möchte Annan auch die Arabische Liga, Saudi-Arabien und den Iran an den Ver-

handlungstisch bringen. Mit dem Iran wollen sich die USA aber nicht an einen Tisch setzen.

Mehr als eine Million hungert

Dramatisch scheint die Lage in der Millionenstadt Homs zu sein. Ein Team des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) wurde beschossen und musste umkehren, obwohl eine Feuerpause ausgehandelt worden war, um der leidenden Zivilbevölkerung zu helfen. Die UNO geht davon aus, dass in Syrien derzeit rund 1,5 Millionen Menschen wegen der zunehmenden Gewalt von humanitärer Hilfe abgeschnitten sind. Im Konflikt wurden laut UNO-Schätzungen seit Beginn des Aufstandes im März 2011 rund 10 000 Menschen getötet.